

#### 4. Vom grammatischen Baue der Sprachen

1. Lemmabefund
2. »Stufenleiter des grammatischen Verfahrens«
3. zur allgemeinen Grammatik

Der Begriff „Sprachsinn“ kommt in Humboldts Schrift *Vom grammatischen Baue der Sprachen* wenig vor: 5 mal. Das Lemma fällt im Zusammenhang mit der Einbildungskraft (VI,352), der 2.3. ausführlich diskutiert wurde, und mit dem euphonischem Prinzip (VI,386): »Es sind nur verschiedene Seiten desselben [Sprachsinn], wenn man von euphonischem und formendem Princip in der Grammatik spricht.« Ein Zusammenhang, der im 5. Kapitel ausführlich erörtert wird. Die Stellen bestätigen das bisher Erarbeitete. Der Sprachsin ist die auf die Sprache gerichtete Einbildungskraft (VI,352). Beide sind schöpferisch (VI,357, 386) ein produktiv bildendes Prinzip (VI,386).

Wenn diese Schrift Humboldts hier dennoch nicht einfach übergangen wird, so deshalb, um mit dazu beizutragen, sie bekannter zu machen. Denn aus dieser Schrift wird selten zitiert. Sie steht im Schatten der anderen Vorentwürfe zur *Kawi-Einleitung* wie *Verschiedenheiten* und *Grundzüge*.<sup>1</sup> Dass sie keinen Eingang in die Studienausgabe von Flitner und Giel fand, erklärt das nicht vollkommen. *Grundzüge* enthält diese Ausgabe auch nicht, wird aber weit öfters angeführt. Es liegt wohl mit auch an dem Gegenstand der Abhandlung. Sie besteht größtenteils aus einer Spezialstudie zum Sanskrit. Zudem sind die restlichen einführenden 60 Seiten nicht unbedingt typisch für Humboldt. Rein optisch fällt ab § 25 die Kürze der Absätze auf. Oft sind sie nur vier, fünf Zeilen lang. Außerdem sind diese 60 Seiten streckenweise akribisch genau nach a,b,c,d etc. durchgegliedert. Das findet sich bei Humboldt sonst selten.

Die Schrift *Vom grammatischen Baue der Sprachen* wird aber zu Unrecht von der Humboldtforchung so wenig beachtet. Einmal hätte eine Kenntnis dieser Schrift mehr Sachlichkeit in die Debatte von Humboldts Verhältnis zur *grammaire général* gebracht,<sup>2</sup> andererseits die immer noch unter Linguisten verbreitete Meinung, Humboldt hätte eine Klassifikation der Sprachen vorgenommen, widerlegt. Ja es stimmt, Humboldt hat eine solche Klassifikation in der Akademieabhandlung *Ueber die Grammatische Formen* von 1822 versucht, später aber immer mehr ihre Unmöglichkeit eingesehen. In *Vom grammatischen Baue* beschreibt er die verschiedenen Möglichkeiten sprachlicher Verfahren, den Zusammenhang der Rede kenntlich zu machen und betont dort ausdrücklich, dass sich die meisten

---

<sup>1</sup> Von Bülow 1966 erstellt für diese Schrift kein stichwortartiges Inhaltsverzeichnis. Sie gibt dafür keinerlei Grund an. Sie meint lediglich, dass zu dieser Schrift anlässlich *Verschiedenheiten* das Nötigste gesagt sei, nämlich dass sowohl *Verschiedenheiten* als auch *Vom grammatischen Baue* Vorstufen zur *Kawi-Einleitung* darstellen, die beide ihrerseits zahlreiche wörtlich übernommene Passagen aus *Grundzüge* enthalten. Warum folgt aber daraus, dass für *Verschiedenheiten* Inhaltshinweise zusammengestellt werden und für *Vom grammatischen Baue* nicht?

<sup>2</sup> In den 90ern ist es still darum geworden. Um den Jargon von Trabant aufzugreifen, die Schlacht scheint geschlagen. Cf. Trabant 1990 im Schlusskapitel 10 »Ein närrisches System: Die Einmottung und Enthüllung eines preußischen Schlachtschiffes«.

der beschriebenen Verfahren in fast allen Sprachen finden. Er stellt »eine Stufenleiter« auf, »die von dem lautkargsten grammatischen Ausdruck zu dem reichsten emporsteigt.«<sup>3</sup> Sie sieht wie folgt aus:

Die grammatischen Verhältnisse werden gar nicht bezeichnet, sondern hinzugedacht.  
Man deutet sie durch die Stellung an.

Man widmet ihnen eigne Wörter, die selbstständige Bedeutung haben und abgesondert stehen.

Diese werden mit den Stammwörtern zu grösserer oder geringerer Lauteinheit verbunden, und verlieren mehr oder weniger ihre ursprüngliche Sachbedeutung. Die Sprache ermangelt aller symbolischen grammatischen Bezeichnung oder enthält Spuren derselben.

Die stoffartige Bezeichnung weicht der ächten grammatischen Form, allein diese wird nur an wenigen, dann selbst wieder zu Formen dienenden Wörtern versucht.

Die Form ist durchgängig, die charakteristischen Laute der Verhältnisse haben keine andre, als die grammatische Bedeutsamkeit, der Reichtum an Lautformen geht über das Bedürfniss der Bezeichnung hinaus.<sup>4</sup>

Letzteres diskutierte Humboldt zuvor ausgiebig am Sanskrit, das eine Vielzahl an Formen besitzt, die sprachökonomisch betrachtet nicht nötig wären. Zur Stufenleiter gibt er noch folgende Erläuterungen:

Diese Stufenleiter des grammatischen Verfahrens soll durchaus nicht als chronologische Folge der Sprachbildung gelten. Die Methode stillschweigender Grammatik, welche hier die Reihe eröffnet, ist, in ihrer Allgemeinheit genommen, keineswegs nothwendig die, aus welcher sich die andren entwickeln müssen, und die Methode der Hilfsverba geht nicht der der ächten Formung voran, sondern macht einen Theil derselben aus, und tritt an ihre Stelle, wenn jene sich nach und nach verliert.

Ebensowenig soll jene Stufenleiter eine gradeweise aufsteigende Vollendung des grammatischen Baues anzeigen. Denn die Methode lautloser Grammatik hat, wenn sie sich aller ihr zu Gebote stehenden Hilfsmittel bedient, ein viel reineres Gepräge der Formalität des grammatischen Typus, als die der Sachbezeichnung jemals zu gewähren vermag.

Jene Folge der grammatischen Methoden soll durchaus nichts, als die Thatsache aussprechen, in welchen steigenden Graden jede die Idee der Grammatik (zugleich auf Vollständigkeit und reine Formalität gesehen) an den Lauten der Sprache sinnlich ausdrückt.<sup>5</sup>

Um Humboldts „Idee der Grammatik zugleich auf Vollständigkeit und reine Formalität gesehen“ gab es wie gesagt eine polemische Debatte, bisher gibt es aber keine genaue Studie am Text dazu. Aufschlussreich wäre hier auch eine genaue Untersuchung, was Humboldt Bernhardi verdankt, den er in solchen Dingen nach eigenen Worten „gern zu Rate zieht.“<sup>6</sup> Eine solche Untersuchung ist für die Humboldtforchung mehr als überfällig.<sup>7</sup> Denn bei einem Blick in das Namensregister fällt einem auf, dass der Name Bernhardi genauso oft auftaucht wie etwa der von Grimm. Was die sprachwissenschaftlichen und sprachtheoretischen Texte anbetrifft zitiert Humboldt nur wenige Autoren öfter als Bernhardi, Bopp wäre hier zu nennen oder August Wilhelm Schlegel. Da Humboldt selten Namen angibt, die Namen Herder und Hamann fallen in diesen Texten z. B. nie<sup>8</sup>, ist dieses

---

<sup>3</sup> VI,386 Vom grammatischen Baue §142.

<sup>4</sup> VI,386/387 Vom grammatischen Baue §143.

<sup>5</sup> VI,387 Vom grammatischen Baue §§144-146.

<sup>6</sup> VI,161 Verschiedenheiten §47 Anm.

<sup>7</sup> Cf. Schlieben-Lange 1988

<sup>8</sup> Was Herder betrifft, so könnte das nach Stetter 1997, S. 409, Anm. 57 durch Herders Gegnerschaft zu Kant, Goethe und Schiller zu erklären sein, alles Persönlichkeiten, denen Humboldt sehr nahe stand. Wenn das zuträfe, erklärte das auch das Fehlen des Namens Hamann, da dieser Herders Mentor gewesen war. Cf. 2.2.

Faktum erstaunlich. Noch erstaunlicher ist, in welcher hohen Tönen Humboldt in den angegebenen Stellen von Bernhardt spricht.

Hier nur das für die Untersuchung des Begriffs Sprachsinns Nötige. Dass „der allgemeine Sprachtypus“ transzendental gefasst (2.2.) auf so etwas wie eine *grammaire général* hinausläuft, liegt auf der Hand. Und tatsächlich finden sich in der Abhandlung *Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus* entsprechende Absätze, nach Liebrucks ein *méga skandalon* im Werke Humboldts.<sup>9</sup> Dieselben Absätze werden in der Schrift *Vom grammatischen Baue* wieder aufgenommen.

Da in den entsprechenden Paragraphen in *Grundzüge* und *Vom grammatischen Baue* das Lemma Sprachsinns fällt, sei hier kurz darauf eingegangen. Humboldt bereitet die philosophische Grammatik Probleme. Er beginnt entsprechende Paragraphen in *Grundzüge* wie folgt. Anklänge an die Energieia-Stelle aus der *Kawi-Einleitung* sind deutlich zu vernehmen:

Es ist nicht leicht zu ergründen, wie eine bestimmte grammatische Ansicht in einer Nation besteht, [...] Der Zuschnitt unserer bisherigen philosophischen Grammatik, und aller bis jetzt wissenschaftlich bearbeiteten Grammatik führt auch nicht eigentlich auf die Lösung dieser Aufgabe, da die Sprache in derselben weit mehr wie ein fertiges und todes Product des Geistes, als eine innerliche, lebendige Verrichtung desselben betrachtet wird.<sup>10</sup>

Trotzdem meint Humboldt, dass »von diesem Punkt jede tiefere Spracheinsicht ab[hängt.]« Das Problem liegt in demselben Grund, warum der Begriff Typus aufgegeben wurde (2.1.). Eine philosophische Grammatik ist zu statisch konzipiert:

Der Grund der Schwierigkeit liegt aber hauptsächlich darin, dass hier nicht Form von Materie, sondern Form von Form, die des Denkens, welche der Sprache gleich unentbehrlich ist, von der ihr eigenthümlichen gesondert werden muss. Unter Form kann man nur Gesetz, Richtung, Verfahrensweise verstehen. Wie die Weltkörper einer Bahn folgen, wie die organischen Kräfte in bestimmter Art wirken, so bewegt sich unser Denken und Sprechen in theils ursprünglich gegebenen, theils habituell gewordenen Gleisen.<sup>11</sup>

In *Grundzüge* stellt Humboldt »die Sprachform ganz eigentlich der Denkform entgegen«<sup>12</sup> und fasst seine Ausführung zu diesem Punkt wie folgt zusammen. Hier fällt auch das Lemma „Sprachsinns“:

Es wirkt [...] ein dreifaches Princip [...] auf die Sprache. Die Gesetze des Denkens, das nur mit ihrer Hülfe möglich ist, beherrschen sie. Indem sie aber die Wirklichkeit symbolisiert, die Rede ein Bild der Gegenstände und Vorgänge ist, die sie betrifft, wirkt die Anschauung der Welt auf sie; was in der Wirklichkeit, den Sinn am meisten anregt, wird leicht in sie übergetragen. Endlich hat sie, als Organ des Denkens und der Welt Darstellung ihre eigne Form, und die Ahndung und das Gefühl dieser Form drücken ihr, wo sie mächtig sind, ein unverkennbares Gepräge auf. Ich glaube auf diese Weise das Daseyn der reinen Sprachform im Menschen nachgewiesen, und ihr in den Richtungen des Geistes ihre Stelle gesichert zu haben. Da aber das Verhältniss, in dem der

---

<sup>9</sup> Liebrucks 1965, S. 14

<sup>10</sup> V,455 *Grundzüge*. VII,46 *Kawi-Einleitung*: »[Die Sprache] [...] ist kein Werk (Ergon), sondern eine Thätigkeit (Energieia).«

<sup>11</sup> V,455 *Grundzüge*

<sup>12</sup> V,459 *Grundzüge*

Sprachsinn einer Nation zu ihr steht, der Hauptpunkt ist, von dem die Sprachfähigkeit derselben, und die Vollkommenheit ihrer Sprache abhängt, so ist es nothwendig, länger bei ihr zu verweilen.<sup>13</sup>

Der Begriff reine Sprachform, den Humboldt hier im Menschen meint nachgewiesen zu haben, taucht nur in *Grundzüge* und *Dualis* auf. Vergleicht man die Stelle mit *Kawi-Einleitung* VII,250, so fällt auf, dass nicht mehr ein dreifaches, sondern nur noch ein zweifaches Prinzip auf die Sprache wirkt. Die Differenzierung von Denkform und Sprachform ist aufgegeben bzw. im Sprachsinne, dem »geistigen Vermögen, bezogen auf die Bildung und den Gebrauch der Sprache« aufgehoben.<sup>14</sup> Schon in *Grundzüge* selbst schreibt er, dass sich vom reinen Denken gar kein Begriff machen lässt.<sup>15</sup> In der Parallelstelle dazu in *Vom grammatischen Baue* wird er noch deutlicher:

Wie die Sprache, als Versinnlichung des Gedanken, ausserhalb des menschlichen Geistes, eine Welt einzelner Wörter, durch Laute gestempelter Begriffe, den Gegenständen gegenüberstellt, ebenso schafft sie eine, nur aus ihr entspringende und nur ihr angehörende Andeutung der Gedankenverknüpfungen, und diese Andeutung, in der Einheit ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit aufgefasst, ist die Form der Grammatik. Die Sprache tritt hier ganz eigentlich in ihrer nur ihr angehörenden Wirksamkeit auf. Die des Denkens wird von ihr getrennt, und obgleich das reine Denken ohne Sprache gar keinen bestimmten Begriff giebt und eine blosser Abstraction ist, so kann es doch, als eine unmessbare Grösse vorausgesetzt werden, um zu einem Vergleichspunkte des durch Sprache gefärbten Denkens und zur Bestimmung zu dienen, welchen, dem Grade nach verschiedenartigen Antheil die verschiedenen Sprachen aus ihrer besonderen Natur ihm beimischen.<sup>16</sup>

Humboldt fährt fort:

Zu der logischen Anordnung der Begriffe tritt also das darstellende und symbolisirende Vermögen der Sprache in der auf sie gerichteten Einbildungskraft hinzu.<sup>17</sup>

Damit intendiert Humboldt bereits den Sprachsinne, den er in der *Kawi-Einleitung* dann als »das ganze geistige Vermögen, bezogen auf die Bildung und den Gebrauch der Sprache«<sup>18</sup> definiert. Explizit fällt das Lemma in *Vom grammatischen Baue* auch eine Seite später, indem Humboldt auf die zitierte Stelle Bezug nimmt: »die oben erwähnte, aus dem Sprachsinne entspringende und allein auf die Sprachform gerichtete Wirksamkeit der Einbildungskraft«.

Der freie Akt des Denkens besteht in Distinktion und Kombination und funktioniert ohne etwas, das für die durch diesen Akt gewonnenen Einheiten stehen kann, nicht.<sup>19</sup> Dieses Etwas wirkt natürlich wieder

---

<sup>13</sup> V,459 *Grundzüge*

<sup>14</sup> Der Begriff Gedankenform taucht in der *Kawi-Einleitung* VII,212 noch einmal auf. Die Stelle kann man als Abgesang auf diese Differenzierung ansehen: »Wir haben im Vorigen (§22) ausführlich von der Zusammenfügung der inneren Gedankenform mit dem Laute gesprochen und in ihr die Synthesis erkannt, die, was nur durch einen wahrhaft schöpferischen Act des Geistes möglich ist, aus den beiden zu verbindenden Elementen ein drittes hervorbringt, in welchem das einzelne Wesen beider verschwindet.« In § 22 (Leitzmannzählung) der den Titel »Verbindung des Lautes mit der inneren Sprachform.« trägt, findet sich der Begriff Gedankenform explizit aber nicht.

<sup>15</sup> V,456 *Grundzüge*

<sup>16</sup> VI,350/351 *Vom grammatischen Baue*

<sup>17</sup> VI,351 *Vom grammatischen Baue*

<sup>18</sup> VII,250 *Kawi-Einleitung*

<sup>19</sup> Meine Formulierung folgt hier dem von Leitzmann mit *Über Denken und Sprechen* betitelten Fragment VII,581 ff.:

1. Das Wesen des Denkens besteht im Reflectiren, d. h. im Unterscheiden des Denkenden vom Gedachten.
2. Um zu reflectiren, muss der Geist in seiner fortschreitenden Thätigkeit einen Augenblick still stehn, das eben

auf das Denken zurück. Dieses Etwas mögen Worte sein, Bilder oder anderes, also Sprachmöglichkeiten im Sinne von *langage*.<sup>20</sup> In dieser Abstraktheit wird man das stehen lassen können. Humboldt geht aber noch weiter. Er tut etwas, was schon Jenisch tun wollte, nämlich Kants Kategorientafel auf die Sprache übertragen.<sup>21</sup> In der Art wie er das tut, favorisiert er eindeutig die flektierenden Sprachen (5.3.1.):

[...], so fließen der Nominativus, Accusativus, Instrumentalis, Genitivus und Dativus von selbst und nothwendig aus den reinen Kategorien der Begriffsverknüpfung.<sup>22</sup>

Die Grundlage der allgemeinen Grammatik verdanken wir nach Humboldt den Griechen.<sup>23</sup> Damit dürfte er wohl vor allem Aristoteles meinen. Humboldt folgt in *Vom grammatischen Baue* VI,347 zwar eindeutig den »Tafel der Kategorien« aus Kants Kritik der reinen Vernunft, in der Stelle, in der im Kawi-Werk auf die allgemeine Grammatik zu sprechen kommt, aber eindeutig Aristoteles:

die Anwendung gewisser allgemeiner logischer Kategorien des Wirkens, des Gewirkten, der Substanz, der Eigenschaft u. s. w. auf die Wurzeln und Grundwörter versteht.<sup>24</sup>

Vergleiche dazu Aristoteles aus der Kategorienschrift:

Jedes ohne Verbindung gesprochene Wort bezeichnet entweder eine Substanz oder eine Quantität oder eine Qualität oder eine Relation oder ein Wo oder ein Wann oder eine Lage oder ein Haben oder ein Wirken oder ein Leiden.<sup>25</sup>

---

Vorgestellte in eine Einheit fassen, und auf diese Weise, als Gegenstand, sich selbst entgegenstellen.

3. Die Einheiten, deren er auf diesem Wege mehrere bilden kann, vergleicht er wiederum unter einander, und trennt und verbindet sie nach seinem Bedürfniss.

4. Das Wesen des Denkens besteht also darin Abschnitte in seinem eignen Gange zu machen; dadurch aus gewissen Portionen seiner Thätigkeit Ganze zu bilden; und diese Bildungen einzeln sich selbst unter einander, alle zusammen aber, als Objecte, dem denkenden Subjecte entgegensetzen.

5. Kein Denken, auch das reinste nicht, kann anders, als mit Hülfe der allgemeinen Formen unserer Sinnlichkeit gesehen, nur in ihnen können wir es auffassen und gleichsam festhalten.

6. Die sinnliche Bezeichnung der Einheiten nun, zu welchen gewisse Portionen des Denkens vereinigt werden, um als Theile andern Theilen eines grösseren Ganzen, als Objecte dem Subjecte gegenübergestellt zu werden, heisst im weitesten Sinne des Worts: Sprache.

7. Die Sprache beginnt daher unmittelbar und sogleich mit dem ersten Act der Reflexion, und so wie der Mensch aus der Dumpfheit der Begierde, in welcher das Subject das Object verschlingt, zum Selbstbewusstseyn erwacht, so ist auch das Wort da – gleichsam der erste Anstoss, den sich der Mensch selbst giebt, plötzlich still zu stehen, sich umzusehen und zu orientieren.

Daher »ist das Sprechen eine nothwendige Bedingung des Denkens des Einzelnen in abgeschlossener Einsamkeit.« So Humboldt in *Verschiedenheiten* VI,155 und der Parallelstelle *Kawi-Einleitung* VII,55, wo er auf „den Zusammenhang des Denkens mit der Sprache eingeht.“ Dort findet sich derselbe Sachverhalt: »Subjektive Thätigkeit bildet im Denken ein Object.« Humboldt verschmilzt diesen Ansatz aber untrennbar mit seinem phonozentristischen (5.3.1., 7.4.): »Denn indem in ihr [der Sprache] das geistige Streben sich Bahn durch die Lippen bricht, kehrt das Erzeugniss desselben zum eigenen Ohre zurück.« In *Denken und Sprechen* folgt der phonozentristische Ansatz erst §8:

8. Der Sprache suchende Mensch sucht Zeichen, unter denen er, vermöge der Abschnitte, die er in seinem Denken macht Ganze als Einheiten zusammenfassen kann. Zu solchen Zeichen sind die unter der Zeit begriffenen Erscheinungen bequemer, als die unter dem Raume.

9. Die Umrisse ruhig neben einander liegender Dinge vermischen sich leicht vor der Einbildungskraft, wie vor dem Auge. In der Zeitfolge hingegen schneidet der gegenwärtige Augenblick eine bestimmte Gränze zwischen dem vergangenen und zukünftigen ab. Zwischen Seyn und Nicht mehr seyn ist keine Verwechslung möglich.«

<sup>20</sup> Der unendlichen Literatur über den Zusammenhang von Sprache und Denken sei hier keine weitere Abhandlung hinzugefügt, nur soviel bemerkt, dass das Diktum vom ihrem untrennbaren Zusammenhang nur zutrifft, wenn dabei unter Sprache *langage* verstanden wird. Denken hängt nicht allein an einzelsprachlichen Bezeichnungen. Man kann Menschen, Gebäude, Landschaften, Pflanzen, Tiere etc. wiedererkennen, miteinander vergleichen, also eindeutige Denkleistungen mit ihnen vornehmen, ohne ihre einzelsprachlichen Namen zu kennen oder wiederzuerinnern.

<sup>21</sup> Jenisch 1796, S. VI

<sup>22</sup> VI,347 Vom grammatischen Baue §9

<sup>23</sup> VI,345 Vom grammatischen Baue

<sup>24</sup> VII,49 Kawi-Einleitung

Im Anschluss daran setzt Aristoteles die einzelnen Kategorien einzelnen Wortarten gleich. In heutigen Termini ausgedrückt:

*Substanz* entspricht dem Substantiv. Aristoteles Beispiele sind Mensch und Pferd.  
Bei *Quantität* führt er Zahlen und Längenmaße auf: ein zwei, ein drei Ellen Langes.  
*Qualität* (Adjektiv): ein Weißes, ein der Grammatik Kundiges.  
*Relation*: ein Doppeltes, Halbes, Größeres.  
*Wo* (adverbiale Bestimmung des Ortes): auf dem Markt, im Lyzeum.  
*Wann* (adverbiale Bestimmung der Zeit): gestern, voriges Jahr.  
*Lage* (Verben der Befindlichkeit?): er liegt, sitzt.  
*Haben* („Zustandspassiv“): er ist beschuht, bewaffnet.  
*Wirken* (transitive Verben?): er schneidet, brennt.  
*Leiden* (Passiv): er wird geschnitten, gebrannt.<sup>26</sup>

Ob die Übertragung der Kategorientafel auf die Sprache, die letztlich ja ein traditioneller Topos ist, ein Skandal ist, ist zu bezweifeln. Humboldt ist ein Kind seiner Zeit. Seine Leistungen sind von daher zu würdigen. Ulrike Buchholz untersuchte das Kawi-Werk auf die Frage hin, wie Humboldt seinen Ansatz, jede Sprache müsse für sich beschrieben werden und nicht mit von außen an sie herangetragen Kategorien, verwirklicht habe. Sie stellte fest, dass Humboldt größtenteils auf herkömmliche Art vorgeht, gibt aber mit Recht zu bedenken, dass das »Denken im überlieferten Denkschema [erfolgt], das für den abendländischen Menschen aufzugeben (fast) unmöglich ist.«<sup>27</sup>

Humboldts Leistung aber ist, an diesen Denkschemata gerüttelt zu haben. Immer wieder hat er darauf aufmerksam gemacht, dass man auch empirisch geschichtlich vorgehen muss, so auch in *Vom grammatischen Baue*:

Nur der geschichtliche Weg kann wesentlich zur Erkenntnis [des grammatischen Organismus der Sprachen] führen, allein die grammatischen Begriffe müssen philosophisch richtig bestimmt [...] werden.<sup>28</sup>

Auch hier findet sich Humboldts Methode wieder. Dazu bemerkt Buchholz:

Das vergleichende Sprachstudium bedeutet für Humboldt eine empirische und eine philosophische Betrachtungsweise, wobei keine der beiden Komponenten vernachlässigt werden darf, da andernfalls das Ergebnis verfälscht würde. Dennoch stellt die philosophische Erörterung auf der Grundlage der Empirie die eigentliche Ausrichtung dar.<sup>29</sup>

---

<sup>25</sup> Aristoteles Kat. 4. Kap. 1b

<sup>26</sup> Metaphysik 1017 a, 24 ff. führt Aristoteles weniger Kategorien auf: Substanz, Qualität, Quantität, Relation, Tun, Leiden, Wo, Wann. Cf. auch 1026 a, 36 ff., wo er »neben alledem noch das dem Vermögen (*dynamis*) nach und der der Verwirklichung (*energeia*) nach Seiende« angibt. Ebenso 1051 a, 35.

<sup>27</sup> Buchholz 1986, S. 278

<sup>28</sup> VI,344 Vom grammatischen Baue §6. Cf. V,453 Grundzüge: Die allgemeine Grammatik könnte in der hier erwähnten Abgränzung [von dem, was durch die Dazwischenkunft eines nicht in der philosophischen Ableitung liegenden Begriffes bedingt wird] die Bestimmtheit des Umfanges finden, welche ihr jetzt oft mangelt, da man ihr bald aus mehr, bald aus weniger Sprachen Begriffe grammatischer Formen beigesellt. Sie würde durch eine solche Behandlung an Wissenschaftlichkeit gewinnen; und es würde der beurtheilenden Einsicht in die vorhandenen Sprachen förderlich seyn, dasjenige vollständig, aber abgesondert, zusammengestellt zu finden, was sich rein und ohne Vermittlung factischer Begriffe grammatisch ableiten lässt.«

<sup>29</sup> Buchholz 1986, S. 277

Humboldts Vorgehensweise ist zudem sehr, sehr vorsichtig. In *Verschiedenheiten*, das mit *Vom grammatischen Baue* eine Einheit bildet, hält er es für zu früh:

schon jetzt eine wahre Theorie des menschlichen Sprachbaus, ein Lehrbuch der allgemeinen Sprachkunde, ja nur eine allgemeine Grammatik, die es auch im historischen Sinne seyn sollte, schreiben zu wollen.<sup>30</sup>

In einer Hinsicht scheint sich Humboldt aber ziemlich sicher zu sein. Den Unterschied zwischen Logik und allgemeiner Grammatik sieht Humboldt in zwei Punkten: Im Verbum und im Pronomen, was aus dem Urtypus der Sprache folgt, dass Worte immer an einen anderen gerichtet werden. In den Worten Bernhardis, die Humboldt in *Verschiedenheiten* zu diesen „Materien“ als Gewährsmann zitiert:

*Ich* und *Du* sind entstanden durch Sprache, Gespräch, Gegenwart.<sup>31</sup>

Dazu die entsprechende Stelle aus *Vom grammatischen Baue*:

Die Grundbestimmungen der Grammatik sind schon in den allgemeinen Gesetzen des Denkens enthalten. [...] In diesem Theile fällt die allgemeine Grammatik mit der Logik gewissermassen zusammen, aber beide Lehren müssen, auch in dem Umfange, in dem sie sich wirklich berühren, sorgfältig jede in ihren eigenthümlichen Gränzen gehalten werden. [...] Er [der Unterschied zwischen beiden] äussert sich vorzugsweise in zwei, aber wichtigen und folgereichen Punkten. Das logische Urtheil und der grammatische Satz stehen durch alle ihre Arten und Unterarten hindurch, in der Verbindung und Trennung der Begriffe genau auf derselben Linie. Aber die Logik behandelt diese idealen Verhältnisse bloss an und für sich, im Gebiete der Möglichkeit, des absoluten Seyns.<sup>[32]</sup> Die Sprache setzt sie in einem bestimmten Moment, und stellt das Subject, als das Praedicat, thätig oder leidend, an sich reissend oder zurückstossend dar. Dadurch wie der todtte Vehältnissbegriff, gleichsam das Verbindungszeichen der mathematischen Gleichung, zu lebendiger Bewegung. Es entsteht das Verbum, der Mittelpunkt und der Keim der ganzen Grammatik. Die Sprache richtet ferner den in Worte gefassten Gedanken immer an einen Andren, äusserlich wirklich vorhandnen oder im Geiste gedachten. Darin und in der Natur des Verbum, das eine Person voraussetzt, hat das Pronomen seinen Ursprung.<sup>33</sup>

---

<sup>30</sup> VI,145 *Verschiedenheiten* §29

<sup>31</sup> Bernhardi 1990/1805, S. 191. Humboldt zitiert diese Stelle VI,161 *Verschiedenheiten*. In diesem Punkt und im spiralförmigen Aufbau ihrer Werke (5.0.) dürften die wichtigsten Gemeinsamkeiten von Humboldt und Bernhardi liegen.

<sup>32</sup> Von Anfang des Absatzes bis hierher Parallele in V,451/452 Grundzüge

<sup>33</sup> VI,345/346 *Vom grammatischen Baue*. Cf. die Akademieabhandlung *Über das Verbum* in Humboldt 1994, „die auf die »Herrschaft der Pronomens« hinausläuft.“ Trabant in Humboldt 1994, S. 250